

DAS ECHO DER FORSCHUNG

Elke Bauer*; Petra Falk; Claudia Peltzer;
Uta M. Walter

Zusammenfassung | Nur selten gibt es Gelegenheit, etwas über die Nachwirkungen von Forschungsaktivitäten auf die Teilnehmenden zu erfahren. Im vorliegenden Fall reflektieren die Forscherin, die von ihr befragte Teilnehmerin sowie die mit beiden arbeitende Therapeutin über die Effekte der Forschung und die Entwicklungen, die der biographischen Interviewstudie folgten.

Abstract | Rarely is there an opportunity to hear more about the effects of research activities on those who are involved. In this article, the researcher, her interview participant, and the therapist who worked with both these women reflect on the impact the biographical interview study had on them and the events that followed.

Schlüsselwörter ► Forschung
► Biographiearbeit ► Befragung ► Bewertung
► Trauma ► Coping

Einleitung | Im Feld qualitativer Forschung ist die Wirkung des Forschens auf die beteiligten Subjekte – die Forschenden ebenso wie die Teilnehmenden – kein unbekanntes Thema. Je nach forschungstheoretischer Verortung wird diese Rückwirkung mehr oder weniger gezielt angesprochen oder problematisiert. Im Fall partizipativer Ansätze ist sie beabsichtigter Teil des Herangehens (Healy 2001, Bradbury; Reason 2003), auch weil partizipative Forschung das Primat von Expertentum und Deutungshoheit auf der Seite der Forscherinnen und Forscher infrage stellt und die Teilnehmenden als Expertinnen und Experten in allen Phasen der Forschung einbezieht (Beresford 2002, Russo 2012). Bei biographisch angelegten Studien wird die Frage nach „Rückmeldungen“ von Ergebnissen an die Interviewten vor dem Hintergrund ethischer Ansprüche diskutiert. So kommt etwa Mieth (2003) für die rekonstruktive biographische Forschung zu einer sehr zurückhaltenden Position und rät von generellen Rückmeldungspraktiken wegen der möglichen negativen Auswirkungen auf die Interviewten ab. Sie begründet ihre Position vor allem mit der Sorge um die potenziell (re-)traumatisierende Wirkung auf Interviewpartnerinnen und -partner, die

sich mit einer von der eigenen Deutung vielleicht abweichenden Darstellung von Forschungsergebnissen konfrontiert sehen könnten.

Nur selten gibt es Möglichkeiten, mehr über die Wirkungen zu erfahren, die sich nach einer Studie und nach der schriftlichen Fixierung von Ergebnissen entfalten. Im hier beschriebenen Fall ergab sich diese ungeahnte Gelegenheit, aus verschiedenen Perspektiven noch einmal das Echo der Forschung zu hören, nachdem das eigentliche Forschungsprojekt schon abgeschlossen war.

Die Untersuchung | Im Rahmen ihrer Bachelorarbeit ging Petra Falk, damals Studierende der Sozialen Arbeit, der Frage nach, wie Menschen mehrfache Traumatisierungen bewältigen und welche Besonderheiten aus der Weitergabe von Trauma und Traumafolgen über mehrere Generationen vor allem in Familien mit nationalsozialistischer Vergangenheit erwachsen können. Dazu führte sie biographische Interviews mit Elke Bauer*, einer Teilnehmerin des Forschungsvorhabens. Nach der Auswertung der Interviews und der Fertigstellung der Bachelorarbeit gab die Studierende ein Exemplar ihrer Arbeit an die Interviewpartnerin. Frau Bauer nahm, angeregt von dem, was sie in der Arbeit für sich entdeckte, die Arbeit mit zu ihrer Therapeutin. Die Therapeutin Claudia Peltzer, die auch mit der Studierenden therapeutisch arbeitete, konnte ihrerseits Neues aus diesem Prozess gewinnen. Als die Studierende mir als betreuende Hochschullehrerin nach Abschluss der Arbeit über diese Entwicklungen berichtete, ermutigte ich sie, alle am Prozess Beteiligten einzuladen, ihre Gedanken schriftlich festzuhalten.

Im Folgenden kommen daher nun die drei Beteiligten zu Wort, die über die Nachwirkungen der Forschungsarbeit aus ihrer jeweiligen Perspektive reflektieren: Petra Falk, die Studentin (S), deren Forschungsarbeit den Anstoß gab, die Interviewpartnerin (I) Elke Bauer, die sich mit ihrer Lebensgeschichte zur Verfügung stellte, und die Therapeutin Claudia Peltzer (T), die sowohl mit der Studierenden als auch mit der Interviewpartnerin therapeutisch arbeitete. Die Beiträge sind, mit Zustimmung der Beteiligten und ohne die individuellen Inhalte wesentlich zu verändern, redaktionell in eine dialogische Form gegossen, in der die Beteiligten thematisch quasi zueinander sprechen.

* Name geändert

Die Interviews | Therapeutin: Als Verhaltens- und Psychodramatherapeutin waren sowohl die Forscherin als auch die Interviewpartnerin langjährige Klientinnen von mir, beide lernten sich in einer von mir angeleiteten Gruppe kennen. Mein Prozess mit der Bachelorarbeit begann bereits, während sie geplant und geschrieben wurde. Zunächst habe ich mit Freude erlebt, wie die Forscherin ihr Zutrauen in ihre Schreibfähigkeit entwickelte. Ich habe sie begleitet, während sie ihren schreibenden Ausdruck mehr und mehr entfaltete, dabei immer wieder an Hürden und Spuren eigener Traumatisierungserfahrungen kam und deutlich zu sehen war, wie die theoretische Auseinandersetzung und das Finden von Begriffen auch ihr in ihrem eigenen Heilungs- und Entwicklungsprozess weiterhalfen.

Studentin: Dankbar bin ich [...] meiner Therapeutin. Sie war die professionelle Unterstützung für meine eigene Auseinandersetzung mit meiner Angst, nicht schreiben zu können. Eine Angst, der ich mich lange nicht zu stellen gewagt hatte, tief wurzelnd auf diskriminierenden Erfahrungen in meiner Kindheit aufgrund einer Lese- und Rechtschreibschwäche. Hatte ich während meines Studiums Hausarbeiten gemieden, packte mich am Ende der Ehezeit, die Chance zu nutzen, die das Leben für mich mit der Bachelorarbeit bereithielt. Erinnerste ich mich doch daran, dass mal eine schlaue Person zu mir gesagt hatte: „Da wo die Angst ist, da ist auch der Weg.“ Ich verlängerte mein Studium um ein Semester, um genug Zeit und Raum zu haben, aufkommenden ängstlichen Gefühlen zu begegnen, und suchte mir professionelle Hilfe bei meiner Therapeutin, mit der ich schon Erfahrungen gesammelt hatte. So wurde für mich der Schreibprozess zur Befreiung meines verinnerlichten Glaubenssatzes „Ich kann nicht schreiben“. Der Mut, mich mit meiner Angst zu beschäftigen und ein Thema zu wählen, das mich wirklich interessiert, berührte gleichzeitig die Arbeitsweise meiner Therapeutin mit traumatisierten Kriegskindern des Zweiten Weltkrieges und den Reflexionsprozess meiner Interviewpartnerin.

Therapeutin: [Ich] fand [...] die theoretische Fragestellung spannend: Gibt es einen Zusammenhang zwischen häuslicher und kriegsbedingter Traumatisierung? Als Psychologin und Sozialarbeiterin war mir ein großer Teil des theoretischen Hintergrundes nicht unbekannt, die Auswirkungen von Traumatisierungen und deren therapeutische Bearbeitung waren

mir aus meiner psychotherapeutischen Praxis vertraut. Und gleichzeitig gab es neue Aspekte, Schwerpunkte und Zusammenhänge, die mich beeindruckten. So der Gedanke, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus, die Gefühls- und Skrupellosigkeit millionenfacher Morde so nicht möglich gewesen wären ohne die Auswirkungen der unbehandelten Traumatisierungen der Menschen im Ersten Weltkrieg. Die mangelnde Empathiefähigkeit so vieler Täter und Täterinnen sowie Mittäter und Mittäterinnen als ungeheiltes Verharren in Gefühlstauheit und Bewältigungsstrategien zu sehen, als Abwehr von Schuld-, Scham- und Schmerzerleben, diese Perspektive vermittelt mir eine Ahnung, und das empfinde ich als Erleichterung, wie so etwas Menschenverachtendes, Unmenschliches überhaupt menschenmöglich werden und geschehen konnte. Dass diese massenhaften Traumata mit ihren nicht bearbeiteten Auswirkungen ihren Ausdruck auch in häuslicher und innerfamiliärer Gewalt fanden, leuchtet mir ein. Gleichzeitig keimt in mir die Hoffnung, und das ist wohl auch die Wurzel meiner Erleichterung, dass die Weiterentwicklung von Traumatherapie, Notfallpsychologie und -Seelsorge sowie die zunehmende gesamtgesellschaftliche Sensibilisierung für Traumatisierungen, ihre Auswirkungen und die Notwendigkeit ihrer Behandlung mit dazu beitragen können, den Teufelskreis zwischen Traumaerfahrungen und Täterschaft zu unterbrechen, und zwar sowohl in Bezug auf innerfamiliäre als auch kriegsgerichtete Gewalt.

Elke Bauer: Nach dem letzten der insgesamt zwei Interviews bat ich die Forscherin, mir auch ein Exemplar ihrer Arbeit zu überlassen, weil ich neugierig war, wie aus meinen, zum Teil bruchstückhaften, Erzählungen plötzlich eine Bachelorarbeit entstehen konnte. Dann war es soweit: Bei einem gemeinsamen Essen gab sie mir ein Exemplar ihrer Arbeit mit dem Hinweis, dass ich den für mich vielleicht uninteressanten Theorieteil ja auslassen könne.

Studentin: Einige Tage nach der Abgabe der Bachelorarbeit traf ich mich mit meiner Interviewpartnerin zu einem gemeinsamen Essen in einem indischen Restaurant. Dankbar und beeindruckt von der Offenheit, mit der sie von ihrer Kriegskindheit und ihren traumatisierenden Lebensereignissen während der beiden geführten narrativen Interviews erzählt hatte, überreichte ich ihr ein Exemplar meiner Arbeit mit der Empfehlung, den Theorieteil beim Lesen auszulassen.

Dachte ich doch, dass die wissenschaftlichen, theoretischen Erörterungen uninteressant oder unverständlich für sie seien. War es doch auch der Teil der Arbeit, der mir im Entstehungsprozess am schwersten gefallen war und dessen Qualität ich nach dem langen Schreibprozess nicht einschätzen konnte. Überraschenderweise war es dann dieser Abschnitt der Arbeit, der der Interviewpartnerin am meisten Stoff lieferte für eigene Reflexionsprozesse.

Elke Bauer: Trotz meiner Neugierde brauchte ich einige Zeit, ehe ich mich ans Lesen machte, wohl ahnend, wie sehr ich berührt sein würde. Ich begann also für mich naturgemäß mit dem „uninteressanten Theorieteil“. Bereits beim Lesen der Begriffserklärung „Trauma“ (Verletzung, Wunde) habe ich geweint, fühlte mich erkannt und verstanden. Ich kannte zwar das Wort Trauma, aber nicht, was es bedeutet. Auch wusste ich nicht, was „traumatische Ereignisse“ wie zum Beispiel körperliche Gewalt und Kriegserleben sind. Bei der Erklärung des Begriffs der „innerfamiliären Gewalt“ war ich sehr erstaunt. Dort stand, zur körperlichen Gewalt zähle unter anderem schlagen, einsperren, Essen entziehen sowie die Verweigerung körperlicher Nähe und Geborgenheit; zur seelischen Gewalt zähle Überforderung durch Parentifizierung, Versagen des emotionalen Echos, [...] Ich habe gar nicht gewusst, dass das, was ich in meiner Kindheit und Jugend zu Hause erfahren habe, körperliche und seelische Gewalt ist.

Therapeutin: Als ich las, was *Elke Bauer* zu ihrer Erfahrung mit dem Lesen der Bachelorarbeit geschrieben hatte, war ich zunächst irritiert, wie wenig unsere gemeinsamen Traumabearbeitungen (hauptsächlich der häuslichen Gewalt) sich scheinbar in ihrem Selbst- und Störungsverständnis verfestigt hatten. Dann gewann ich den Eindruck, dass die Einbettung der Traumaerfahrungen in einen wissenschaftlichen, „objektiven“ Kontext wohl noch einmal eine weitere Dimension von Verstehen bietet, in der sie sich tief berühren ließ, quasi einen historischen und gesellschaftlich anerkannten Spiegel, in dem sie sich auf eine neue, weitergehende Weise „erkannt und verstanden“ fühlt: Offensichtlich bietet ihr hier gerade der Theorieteil dieser Bachelorarbeit einen neuen Rahmen für ihr Selbstbild, eine neue gesellschaftlich anerkannte Perspektive: „Das, was ich erfahren habe, lässt sich nachvollziehen und sogar wissenschaftlich erklären.“ Und gerade die historisch-gesellschaftliche, das heißt

über das Subjektive, das Einzelschicksal hinausreichende Sichtweise bringt *Elke Bauer* anscheinend eine enorme Entlastung, ähnlich wie wir es aus Selbsthilfegruppen kennen: „Ich bin nicht die Einzige, nicht allein, nicht verkehrt, nicht verrückt, nicht schuld. Anderen geht es ähnlich wie mir.“

Studentin: Das unterstreicht noch einmal für mich als Sozialarbeiterin in der Ausbildung zur Kinder- und Jugendpsychotherapeutin, wie existenziell wichtig die Aufklärungsarbeit über die Folgen eines psychischen Traumas für die betroffenen Personen ist. Erst die Einordnung ihrer Traumasymptome wie Angst, Muskelverspannungen, Schmerzen, Übelkeit, exzessives Schwitzen, Kopfschmerzen, Durchfall, Schwindelanfälle etc. als Folgen ihres erlittenen Traumas hilft den Betroffenen, in ihrem Heilungsprozess voranzuschreiten. Gerade weil die äußeren traumatischen Ereignisse verschwunden sind und nicht mehr direkt mit der traumatischen Situation in Verbindung gebracht und die immer wieder auftauchenden Traumasymptome nicht mit der Traumaursache verbunden werden können, behindern sie die Lebenswelt der Traumatisierten. Diese sogenannte Psychoedukation wird [in der Fachliteratur] ausführlich erläutert.

Seit meinem Studienabschluss arbeite ich mit Betroffenen, die durch Raubüberfälle oder Verkehrsunfälle traumatisiert wurden. Immer wieder begegnet mir bei ihnen ein Unverständnis für ihre quälenden Ängste, die sie nicht im Zusammenhang mit dem Trauma betrachten. Die eigene innere seelische Verletzung zu akzeptieren, fällt schwer, ist sie doch für die Umwelt unsichtbar und stößt deshalb oft auf Unverständnis. Eine Betroffene berichtete zum Beispiel von ihren Kindern, die sie „seit dem Unfall komisch finden“ und sich von ihr zurückziehen. Sich in diesem Spannungsverhältnis auf den eigenen Heilungsprozess einzulassen und gleichzeitig nicht mehr zu funktionieren wie vor dem Unfall, führt zu Irritationen und Schwierigkeiten auf unterschiedlichsten Beziehungsebenen der Partnerschaft, Elternschaft, Freundschaft, der Beziehung zu Arbeitskollegen und zu sich selbst. Wohl wissend, dass die Psychoedukation von entscheidender Bedeutung für die Traumaverarbeitung ist, versuche ich immer wieder die auftretenden körperlichen Symptome, zum Beispiel während einer Tatortbegehung, mit dem erlittenen Trauma rückzukoppeln, sobald die Symptome abklingen, was meist der Fall ist, nachdem der Tatort ver-

lassen wurde. Dabei stelle ich immer wieder fest, dass eine einmalige Erklärung der Wirkungsweise des psychischen Traumas nicht ausreichend ist, um die Betroffenen dauerhaft für ihr seelisches Leid und die Folgen zu sensibilisieren. Erklärende Wiederholungen sind deshalb sinnvoll und notwendig.

Elke Bauer: Und endlich verstehe ich auch meine Schuld- und Schamgefühle für meine Eltern in Bezug auf den Holocaust, [denn in der Bachelorarbeit stand zu lesen]: „[...] Innerpsychisch lebt das Leid der Eltern weiter fort in den Kindern wie ein Fremdkörper, der Schuld- und Schamgefühle auslöst, wenn sie mit dem Holocaust in Berührung kommen.“

Therapeutin: Nachdem *Elke Bauer* die Bachelorarbeit gelesen hatte, meldete sie sich erneut in meiner Praxis. Sie wollte mit mir einen Punkt bearbeiten, der wirklich neu für sie war und den wir bisher in den vielen Therapiesitzungen nicht bearbeitet hatten: Ihren eigenen, die Schuld verleugnenden Umgang mit der NS-Vergangenheit ihrer Eltern. Sie war erschrocken, dass sie ihre Eltern, insbesondere ihren Vater, nicht in diesem historischen Zusammenhang gesehen hatte. Sie benannte also ein mehrfaches Schuldthema: Zum einen wollte sie sich mit der bisher verdrängten Schuld ihrer Eltern auseinandersetzen, zum anderen hatte sie Schuldgefühle, dass sie diese bisher verdrängt hatte, und wollte sich mit diesen eigenen Täteraspekten auseinandersetzen. Hinzu kam noch die Auseinandersetzung mit den Schuldgefühlen der gefühlten eigenen Täterschaft ihrer Tochter gegenüber. Es folgten mehrere Sitzungen, in denen wir die unterschiedlichen Aspekte dieses Schuldthemas bearbeiteten, wobei wir mehrfach auch auf die Bachelorarbeit zurückgriffen. Der Schuld des Vaters

stand sie zunächst sprachlos gegenüber, es galt, einen weiteren Aspekt in das Vaterbild zu integrieren, der zunächst wie ein Fremdkörper war, mehr ein Wissen um die Schuld, im Gefühl eher Befremden.

Die Schuld des eigenen Verdrängens schien ihr emotional eher zugänglich, sie nahm ein schon immer bekanntes, unbehagliches Gefühl wahr, das sie eher ihrem inneren Kind zuordnete, wie ein Erschrecken, bei etwas „diffus Falschem, nicht Korrektem“ erwischt worden zu sein. In der therapeutischen Bearbeitung haben wir diese Schuld als Muster kindlicher Verarbeitung auch mit transgenerational weitergegebener Schuld in Verbindung gebracht.

Frau Bauer hat in ihrer Kindheit ein Unbehagen ihres Umfeldes übernommen und im Laufe ihres Lebens als Gefühl immer wieder deutlich wahrgenommen, ohne es inhaltlich wirklich greifen zu können, bis ihr die Bachelorarbeit eine Deutung anbot, eine rationale, nachvollziehbare Begründung, die sie aufgriff: „Ich habe die Täterschaft meines Vaters verdrängt und ihn wohl idealisiert.“ Interessant ist zu realisieren, wie sehr *Frau Bauer* bereit war, dieses Verdrängen als eigene „Schuld“ auf sich zu nehmen, wie sie gleichzeitig erleichtert schien, den Grund dieser „Schuld“ endlich greifen zu können, als wenn sie schon immer gewusst hätte, dass etwas „falsch“ an ihr wäre, und sie nun, endlich, herausgefunden hätte, was es war. In der therapeutischen Bearbeitung ging es, kurz gesagt, für *Elke Bauer* darum, die Schuld von dem Anteil des eigenen „inneren Kindes“ zu nehmen und als Erwachsene die Verantwortung für den eigenen Umgang mit der Täterschaft des Vaters zu übernehmen. Der Schlüssel dafür war Selbstannahme: „Auch wenn ich bisher die Nazivergangenheit meiner

Über 30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion Über 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- ▶ Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- ▶ Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

DZI SoLit

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

Eltern und ihre persönliche Schuld verdrängt habe, bin ich jetzt bereit, mich so anzunehmen und zu akzeptieren und mich gleichzeitig in angemessener Weise mit diesem Teil meiner Familiengeschichte auseinanderzusetzen.“

Elke Bauer: Ebenso habe ich mich in den Erklärungen zum Begriff der „Kriegskindgeneration“, deren Merkmale unter anderem Kriegserlebnisse wie Flucht, Bombardierungen in der frühen Kindheit, Parentifizierung durch die Mütter etc. sind, wiedergefunden: Mein Geburtsjahr ist 1942, mein Geburtsort Berlin.

Therapeutin: Die seit einigen Jahren zu verzeichnende gesellschaftliche Öffnung für die Auseinandersetzung mit den Folgen kriegsbedingter Traumata spiegelt sich auch in meiner Praxis wider. Ich habe mit Kriegskindern gearbeitet, die ihr Leben rigide, funktional und vernunftbestimmt gelebt und mehr oder weniger gemeistert hatten und die erschüttert, teilweise verzweifelt waren, weil plötzlich massive Ängste, Traurigkeit und psychische Schmerzen in ihnen auftauchten, ohne dass sie zunächst eine Erklärung dafür fanden, bis sie anfangen, sich an die Flucht-, Kriegs- und Nachkriegsgeschichten zu erinnern, die sie als Kind nie hatten hören wollen – und fast immer tauchten auch Erinnerungen an innerfamiliäre Schmerz- und Traumaerfahrungen auf. In der Therapie geht es dann darum, Raum für Erinnerung, Gefühle und Heilung zu schaffen, das Geschehene zu integrieren, eigene Bewältigungsstrategien zu realisieren, zu hinterfragen, auch zu verändern, ebenso alte Überzeugungen, Selbstbilder, Überlebensmuster.

Menschen der Nachkriegsgeneration, sogenannte Kriegsenkel, arbeiteten sich ab an der „Kälte“, dem Mangel an Einfühlung und Mitgefühl ihrer Mütter und Väter. Während diese oft ihre Zuwendung durch materielle Zuwendung, Versorgung und Sicherheit zum Ausdruck bringen wollten, fühlten sich ihre Kinder nicht geliebt, nicht gesehen, nicht verstanden, nicht wertgeschätzt in ihren Bedürfnissen und in ihrem Sein.

Elke Bauer: Mit der Begriffserklärung „Parentifizierung“ hat mein Gefühl des Alleingelassenseins in Bezug auf meine Mutter endlich einen Namen und eine Klarheit bekommen. Leider habe ich diese Erfahrung unbewusst teilweise an meine Tochter weitergegeben. Aber durch meine Bewusstwerdung kommen

wir heute (meine Tochter ist fast 50, ich fast 70 Jahre alt) über dieses Thema ins Gespräch.

Therapeutin: Elke Bauer [thematisierte] Schuldgefühle ihrer Tochter gegenüber. Diese wiederum luden wir in die Therapiesitzungen ein und sie war anfangs tatsächlich voller Vorwürfe gegenüber der Mutter, bestätigte die Parentifizierungserfahrungen, die ihre Mutter bereits erkannt hatte. Mit der Möglichkeit, ihre Vorwürfe gegenüber der Mutter auszudrücken und mit dem Verständnis und Eingeständnis der Mutter reduzierte sich die Wut aufseiten der Tochter, mehr und mehr war sie bereit und in der Lage, aus der Anklagerolle herauszukommen und bewusst die Verantwortung für ihre Lebenssituation und auch die Bewältigung der eigenen Erfahrungen zu übernehmen. Das Wissen über die traumatischen Lebenserfahrungen der Mutter hatte sie bisher oft davon abgehalten, die Wahrnehmung des eigenen Leids ernst zu nehmen, die eigene Erfahrung, zu früh von der Mutter in die Selbstständigkeit entlassen, quasi gestoßen worden zu sein, und die damit verbundenen Gefühle von Überforderung, Verlassensein, Einsamkeit, Hilflosigkeit und Schmerz. Die Mutter war zu der Zeit stark depressiv und schien eigentlich mehr Unterstützung und Verständnis durch die Tochter zu brauchen als umgekehrt. So hatte die Wut auf die Mutter nie wirklich einen Ausdruck gefunden, stattdessen hatte die Tochter ihrerseits wieder mit Schulterleben auf die eigene Wut reagiert [...]. Die transgenerative Weitergabe auch der Parentifizierung funktioniert, bis sie bewusst unterbrochen und bearbeitet wird. Die Bearbeitung und Klärung der Mutter-Tochter-Beziehung hatte wiederum ihre Auswirkung auf und ihren Nutzen für die Tochter. Als ihr bewusst wurde, dass sie die Wut und Vorwurfshaltung auf ihren Partner projiziert hatte, entspannte sich ihre Partnerschaft merklich.

Studentin: Meine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kriegstraumata durch die Generationen hindurch berührte mich sowohl auf der kognitiven Ebene des Verstehens als Forschende als auch auf der emotionalen Ebene des gefühlsmäßigen Nachreifens als Kriegsenkelin. [...] Der Prozess des Schreibens war ein Prozess der Erkenntnis und Selbstfindung, konnte ich doch währenddessen und danach besser nachempfinden, durch welches Leid meine Eltern gegangen waren als Kriegskinder. Ihre unaufgearbeiteten seelischen Wunden führten und führen traurigerweise auch heute noch zu einer Gefühlsar-

mut im elterlichen, nährenden Kontakt ihren Töchtern und sich selbst gegenüber. Seither kann ich die in meiner Kindheit erlebte physische und emotionale Gewalt besser begreifen [...] und bin ein Stück mir näher gekommen.

Therapeutin: Als Therapeutin habe auch ich von der Bachelorarbeit profitiert, indem ich bei der Forscherin nachgefragt und mir diesen Effekt zunutze machte. Mit ihrer Erlaubnis habe ich Teile des Theorieteils und des Literaturverzeichnisses kopiert, diese an Klientinnen und Klienten weitergegeben und mit ihnen reflektiert. Damit habe ich bisher gute Erfahrungen gemacht, sowohl bei den Kriegskindern, die oft weitere Literatur hinzuziehen und weiterlesen, als auch bei den Kriegsenkeln und Kindern von traumatisierten Eltern, die auf diese Weise ein neues Verständnis der Verhaltensweisen und Persönlichkeitsaspekte sowohl ihrer Eltern (und Großeltern) als auch von sich selbst entwickeln können.

Elke Bauer: Dieses ganze Verstehen und endlich auch Fühlen zog sich durch den gesamten „uninteressanten“ Theorieteil, in dem sich meine gesamte Lebensgeschichte befand. Aber auch der weitere Teil der Bachelorarbeit war wichtig für mich, weil ich mich dadurch in die Lage versetzen konnte, mein Leben „nachzufühlen“. Außerdem erlangte ich ein anderes Verständnis und Akzeptanz für meine jeweiligen Bewältigungsstrategien (zum Beispiel, mich für die Inanspruchnahme von Therapeuten nicht mehr zu schämen). Es war [für mich] also nicht zufällig, dass die Forscherin mich fand, sondern die Gespräche mit ihr und ihre Bachelorarbeit stellen einen weiteren Meilenstein in der Bewältigung meiner erlittenen Traumata dar, wofür ich dankbar bin.

Studentin: Für mich ist es ein großes Geschenk, dass [Frau Bauer] durch die Auseinandersetzung mit meiner Arbeit zu einem tieferen Verständnis ihrer Traumasymptomatik gelangt ist. Wenn durch mein wissenschaftliches Wirken theoretisches Wissen direkte Anknüpfungspunkte in der Lebenswelt der Interviewpartnerin erlangt hat, dann ist es viel mehr, als ich zu träumen gewagt hätte. Dachte ich doch, dass die Arbeit im Magazin der Bibliothek der Alice Salomon Hochschule Berlin verstauben würde. Ich bin dankbar dafür, dass das nun nicht der Fall sein wird.

Elke Bauer (Name geändert), Rechtsanwalts- und Notarsgehilfin in Rente, hat ihre vielfältigen Erfahrungen für die Forschungsarbeit zur Verfügung gestellt. Ihre Gedanken und Beiträge waren für das Zustandekommen dieses Artikels von entscheidender Bedeutung.

Petra Falk, B.A. Soziale Arbeit, ist Studentin im Masterstudiengang Praxisforschung Soziale Arbeit und Pädagogik an der Alice Salomon Hochschule Berlin und befindet sich in der Ausbildung zur Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin am Institut für Verhaltenstherapie Berlin-Brandenburg. E-Mail: petra@falkfotokunst.de

Claudia Peltzer, Dipl.-Psychologin, Dipl.-Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin, arbeitet als psychologische Psychotherapeutin, Verhaltens- und Psychotherapeutin in Berlin in freier Praxis. E-Mail: claudiapeltzer@web.de

Professor Dr. Uta M. Walter, M.S.W., Ph.D., lehrt Handlungsmethoden der Sozialen Arbeit an der Alice Salomon Hochschule in Berlin. E-Mail: uta.walter@ash-berlin.eu

Literatur

- Beresford**, Peter: User involvement in research and evaluation: Liberation or regulation. In: *Social Policy & Society* 2/2002, Vol. 1, pp. 95-105
- Bradbury**, Hilary; Reason, Peter: Action Research – An Opportunity for Revitalizing Research Purpose and Practices. In: *Qualitative Social Work* 2/2003, Vol. 2, pp. 155-175
- Healy**, Karen. Participatory action research and social work – a critical appraisal. In: *International Social Work* 1/2001, Vol. 44, pp. 93-105
- Miethe**, Ingrid: Das Problem der Rückmeldung. Forschungsethische und -praktische Erfahrungen und Konsequenzen in der Arbeit mit hermeneutischen Fallrekonstruktionen. In: *ZBBS* 2/2003, S. 223-240
- Russo**, Jasna. Survivor-Controlled Research: A New Foundation for Thinking about Psychiatry and Mental Health. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 1/2012, Vol. 13 (<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120187>, Abruf am 9.1.2014)